

22. Oktober 1931

---

## Fritz Schumacher

*Oberbaudirektor, Hamburg*

### «Der Fluch der Technik»



Prof. Dr. Fritz Schumacher,  
4. November 1869 – 5. November  
1947, Baumeister; aus Bremer  
Patriziat stammend, literarische und  
publizistische Tätigkeit,  
buchkünstlerische Arbeiten,  
Mitbegründer des Deutschen  
Werkbundes (1907), Leiter des  
Hamburger Hochbauwesens  
(1909), Beigeordneter («Techni-  
scher Bürgermeister»)  
der Stadt Köln (1920), Oberbau-  
direktor in Hamburg (1923),  
Amtsniederlegung im Mai 1933,  
Lessingpreis der Hansestadt  
Hamburg (1944), Rede «Zum  
Wiederaufbau Hamburgs» (1945).

In einem vielverbreiteten interessanten Buch «The rise of american civilisation» schildert Charles A. Beard, wie das amerikanische Leben sich allmählich aus einem Zustand, den er «the gilded age» nennt, zum Zustand des «machine age» entwickelt. Er meint damit, daß allmählich statt der Herrschaft des Geldes die Herrschaft des Geistes sich durchzusetzen beginnt. Denn der Begriff der Technik, den er mit dem Begriff «machine» verbindet, ist ihm der Ausdruck einer geistigen Macht.

Das ist bemerkenswert für unsere Zeit, denn es ist noch nicht lange her, daß man geneigt war, geistige Dinge und technische Dinge als eine Art Gegensatz hinzustellen. Man sah nur die mechanischen Wirkungen, welche die Technik auszulösen vermag, und übersah die geistigen Kräfte, aus denen sie hervorging. Allmählich erst erkannte man, daß der Geist nicht nur in die beweglichen Formen der gedanklichen Welt, sondern ebensogut in die festen Formen der technischen Welt gegossen werden kann, und diese Erkenntnis führte zu einer lebendigen Freude an den neuartigen Erscheinungen, die hier hervortraten.

In unserer Zeit kann man nicht nur von einem Sieg der Technik in dem Sinne sprechen, daß sie die äußeren Formen und das reale Triebwerk unseres Daseins immer mehr beeinflusst, sondern der Sieg der Technik zeigt sich noch viel stärker darin, daß sie unsere Gedankenwelt und die innere Anteilnahme der jungen Generation immer mehr mit Beschlag belegt. Der Sieg ist nicht nur ein praktischer, sondern auch ein seelischer. Die ganze Liebe und der ganze Stolz der Zeit ist in diesen Begriff geflüchtet. Nichts zeigt das vielleicht deutlicher als die Begeisterung, mit der wir in diesen Jahren trotz aller Mühsal und Not ein Werk wie das «Deutsche Museum» in München geschaffen haben: das Hohelied der Technik.

Deshalb wirkt es besonders stark, wenn Oswald Spengler gerade beim Jahresfest dieses Museums einen Vortrag gehalten hat, in dem er in einem groß angelegten philosophischen Gedankengang darzulegen versucht, daß der nordische Mensch an der großartigen Entwicklung seiner Technik zugrunde gehen wird. Er sieht in ihrem unaufhaltsamen Sieg das sichere Zeichen des begonnenen unabwendbaren Unterganges. «Die Geschichte dieser Technik nähert sich schnell dem unausweichlichen Ende. Sie wird von innen her ver-

zehrt werden, wie alle großen Formen irgendeiner Kultur.» – Einen Beitrag zu einer «Philosophie des Lebens» nennt Spengler diese Schrift «Der Mensch und die Technik», und es hat sich gezeigt, daß es Viele gibt, die von dem Aufbau ihres herrischen Gedankengangs stark berührt werden.

Für Spengler ist die Technik der Fluch unserer Zeit, und aus dieser Grundeinstellung entwickelt er weitgreifende Folgerungen.

Es erscheint nicht unnötig, sich mit diesen Gedanken auseinanderzusetzen, zumal sie auch andere Fragen direkt oder indirekt berühren, die uns gegenwärtig erschüttern, und die sich auch an manchen anderen Stellen in mehr oder minder ähnlicher Weise zu einer düsteren Kritik unserer ganzen Entwicklungsrichtung zusammenballen. Wenn wir uns deshalb mit Spengler beschäftigen, so tun wir es nicht seiner Person oder gar dieser einzelnen Schrift wegen, sondern wegen der ganz allgemeingültigen Fragen, die sein Vorstoß entrollt.

Für Spengler ist die Technik ein Kampf mit der lebendigen und mit der leblosen Natur. Er sagt: «Es führt allerdings ein Weg vom Urkrieg früher Tiere zu dem Verfahren der modernen Erfinder und Ingenieure, und ebenso von der Urwaffe, der List, zur Konstruktion der Maschine, mit welcher der heutige Krieg gegen die Natur durchgreift, die Natur überlistet wird.»

«Der Natur wird das Vorrecht des Schöpfertums entrissen» und «die Tragödie des Menschen beginnt, den die Natur ist stärker».

Die Macht, die sich der Mensch mit Hilfe der Technik «contra naturam» erwirbt, erzeugt nach Spenglers Darstellung die gegenseitige Abhängigkeit zwischen dem Führer und den Geführten. «In dieser gegenseitigen Abhängigkeit liegt die stille und tiefe Rache der Natur an dem Wesen, das ihr das Vorrecht des Schöpfertums entriß. Dieser kleine Schöpfer wider die Natur, dieser Revolutionär in der Welt des Lebens ist der Sklave seiner Schöpfung geworden.» «Das Raubtier, das andere Wesen zu Haustieren machte, um sie für sich auszubeuten, hat sich selbst gefangen. Das Haus des Menschen ist das große Symbol dafür.»

Es ist klar, wie der Gedankengang weitergeht: aus dem Haus wird die Stadt, mit der Zusammenballung der Massen wächst die Macht der Technik. Die friedlichen Exemplare der zu Staaten und Ständen organisierten Menschheit «rütteln ohnmächtig an den Stäben des Käfigs, der sie zusammen einschließt». «Von dieser Tatsache und ihren Folgen kann nichts befreien. So war es, so wird es sein – oder es wird gar nichts mehr sein. Es hat einen Sinn, diese Tatsache zu achten oder zu verachten. Sie zu verändern ist unmöglich.» Das Schicksal des Menschen ist im Laufe und muß sich vollenden.

Und nun beginnt Spengler das schaurige Bild der unaufhaltsamen Vernichtung, die er aus den Symptomen folgert, die durch die ständig wachsende Macht der Technik in unserer Zeit hervortreten. Er schildert die Tragödie, die er in jeder hohen Kultur sieht: «Die Schöpfung erhebt sich gegen den Schöpfer. Wie einst der Mikrokosmos Mensch gegen die Natur, so empört sich jetzt der Mikrokosmos Maschine gegen den nordischen Menschen. Der Herr der Welt wird zum Sklaven der Maschine.» «Der gestürzte Sieger wird von dem rasenden Gespann zu Tode geschleift.»

Das ist das Bild, das uns Spengler mit virtuoser dialektischer Kunst als Fluch und Rache der Technik malt: der unentrinnbare Untergang. Ich habe das etwas ausführlich darlegen müssen, damit man an diesem Wortführer die Gedankenrichtung deutlich erkennt, die heute viele Menschen erfüllt.

Denn Spengler steht in diesen Gedankengängen nicht allein. Unter den Vielen, deren Blick sich in ähnlichen Perspektiven bewegt, brauche ich aus früheren Jahren nur an Rathenau zu erinnern, der immer wieder seine warnende Stimme erhebt gegen die «Mechanisierung des Lebens» durch das Technische, in dessen Zweckgebundenheit er die Gefahr des Errötenden sieht.

Oder man blickt auf Georges Duhamel, der neuerdings in einem geistreichen, eindrucksvollen Buch «Szènes de la vie future», an amerikanische Eindrücke anknüpfend, mit grausamem Stift ein Spengler an Düsterei nicht nachstehendes Bild der entgötterten Welt entrollt, die wir bei einer weiteren Diktatur der technischen Mechanisierung unseres Daseins zu erwarten haben.

Oder man braucht nur an den Schweizer Philosophen Ermatinger zu denken, der in seiner Schrift «Technik und Geist» sagt: «Wie in allen Zersetzungsphasen einer geistigen Stufe: die technische Virtuosität triumphiert. Auch hier, bedeutsam für das Zeitalter der Technik, maßt sich das Mittel an, Zweck zu sein.» – Aber er zieht daraus schließlich trotz allem Pessimismus die Schlußfolgerung: «Auch für uns wird eine neue Phase befreiter Geistigkeit sich ankündigen dadurch, daß die Technik wieder an die Stelle des Mittels zurücktritt.» Spengler aber endet ohne jede Wendung zur Abkehr: «Es gibt keine weise Umkehr, keinen klugen Verzicht. Nur Träumer glauben an Auswege.»

Spengler hat sein Bild scheinbar nicht aus den Eindrücken heraus, die uns gegenwärtig erschüttern, also als Folgerung der uns zur Zeit umgebenden Chaos, sondern aus den Wurzeln einer «Philosophie des Lebens» heraus erwachsen lassen. Aber es ist aus dem Schlußkapitel leicht erkennbar, daß diese Philosophie in Wahrheit geboren ist aus dem Hirn eines Mannes, der schwer krank leidet an den furchtbaren Seuchen, die er unsere Zeit schütteln und zermürben sieht. Es gebührt sich, zunächst festzustellen, daß wir ihn nicht

etwa für einen «eingebildeten Kranken» halten, sondern daß wir glauben: kein Stift vermag die Gefahren, zwischen denen wir uns bewegen, deutlich genug zu zeichnen.

Wer heute als Diagnostiker um sich blickt, wird lange suchen müssen, wohin er sein Auge wenden soll, um schweren Krankheitsbildern zu entgegenen.

Sollte es symbolische Bedeutung haben, daß es ein Krieg war, in dem der lange vorbereitete Triumph der Technik entscheidend hervortrat? Die Vernichtungskraft, die sie entfaltete, zertrümmerte eine alte Welt, nicht nur ihren äußeren Aufbau, sondern auch ihr seelisches Bild. Alle Betriffe von «Kampf», diese fundamentalen Begriffe menschlicher Zusammenhänge, änderten sich. Nicht nur der einzelne wurde ausgeschaltet, auch an die Stelle der Masse, die früher die Weltgeschichte entschied, trat die leblose Technik als entscheidende Macht.

Dasselbe Bild auf dem Gebiet der friedlichen Arbeit. Die Technik und ihre Mittel, die Maschine, ermöglichen uns, die Arbeitsergebnisse in ungeahntem Maße zu steigern, aber das Arbeitsleben des einzelnen schmiedet sie immer mehr ans laufende Band.

Und das ist noch nicht einmal die Hauptsache. Aus der Steigerung der Gütererzeugung durch die Macht der Technik entsteht eine doppelte Gefahr: Nicht nur für den Arbeitenden die Entseelung, sondern eine Entwertung des Bedarfs an menschlicher Arbeitskraft. Auf jeden Arbeitenden entfällt ein ständig wachsender Prozentsatz von Arbeitslosen.

Und wenn man nun meint, daß diesem Unsegen der Technik ein Segen gegenüberstände in der Verbilligung und dadurch entstehenden größeren Verbreitbarkeit wünschenswerter Güter, so lauert auch hier die Enttäuschung. Wir können es an einem erschreckenden Beispiel sehen: Je billiger auf dem Weltmarkt durch Rationalisierung von Erzeugung und Verteilung das Korn angeboten wird, um so sicherer verelendet unsere Landwirtschaft.

Wir sehen also, daß die Technik die Maschinerie der heutigen Wirtschaft nicht verbessert, sondern gestört zu haben scheint.

Aber hat sie unsere Lebensformen nicht erleichtert? Hat sie nicht die Möglichkeiten gegeben, Menschenmassen ohne Gefahr und Störung zusammenzuballen? Können wir nicht stolz sein auf unsere großen Städte, diese Wunderwerke des Verkehrs? Gewiß gewährt es einen großen geistigen Genuß, diese Entwicklungen zu verfolgen, aber was ist der menschliche Erfolg? Auf der Erde, unter der Erde und über der Erde hasten die Menschen teilnahmslos aneinander vorüber. Die Technik eines gewaltigen unsichtbaren Uhrwerkes regiert ihre Bewegung. Neben der Mechanisierung des einzelnen Arbeitsvor-

ganges steht die Mechanisierung des gesamten Arbeitslebens der Großstadt.

Das ist nicht nur ein äußerer, das ist noch weit mehr ein innerer Vorgang. Die unsichtbare Maschinerie unseres Lebens ist so kompliziert und in ihren Zusammenhängen so weitgreifend geworden, daß irgendeine Störung ihre Funktionen unverhältnismäßig gefährdet. Insbesondere jede Störung der Geldmaschinerie gleicht einem Erdbeben, das mit steigenden Fluten und stürzenden Häusern Hunderttausende vernichtet. Die Weltangst, die wir im Mittelalter in kleinen Bezirken seltsam unheimlich aufleuchten sahen, jetzt faßt sie gleich Millionen mit Schauern seltsamer Panik.

Nirgends aber hat die Technik vielleicht mehr gewirkt, als in der Mechanisierung dessen, was wir «Bildung» nennen. Das ungeheuerliche Anwachsen der Reproduktion ist ein Gegenstück zum Film und zum Radio. Ob die bildende Kunst, das Theater, die Dichtung, das Konzertwesen daneben die Kraft ruhiger Vertiefung behalten kann, ist noch nicht erwiesen. Einstweilen blinkt und flackert auch die Kunst in allen ihren verschiedenartigen Lebensäußerungen, unter dem Einfluß des Wechselstromes neuer technischer Möglichkeiten – blinkt und flackert, wie unser ganzes Leben. Der neue Strom, der hindurchgeleitet ist, findet verworrene Drähte, oder sie sind verständnislos im alten Gebäude verlegt, oder die Drähte fehlen. Kurzschluß. Verschandelungen und Entzündungen sind die Folge, und statt die Drähte handfest in Ordnung gebracht zu sehen, müssen wir uns heute meist mit nichts anderem begnügen, als mit Organisationen zur Prüfung neuer Methoden oder mit Ämtern zur aktenmäßigen Erledigung von Klagen und Ansprüchen.

Das ist ein böses Bild vom Zustand unserer Zeit, und wer es zeichnet als Ergänzung zu Spenglers philosophischen Ausführungen, scheint diese zunächst mit beflissener Lebhaftigkeit zu bestätigen.

Wie ist es möglich, zu behaupten, daß dies nicht die Absicht ist?

Gewiß, all das sind Leidenszüge, die unserem heutigen Leben eingegraben sind und die irgendwie mit dem Siegeszug der Technik zusammenhängen. Es wäre töricht, sie übersehen oder gar mit dem Puder der Sophistik und dem Lippenrot der Schönrederei wegschminken zu wollen.

Nur wer diese Dinge mit vollem Bewußtsein sieht und sich nicht scheut, sie mit Namen zu nennen, hat das Recht, die Frage aufzuwerfen, ob es nicht doch die Möglichkeit gibt, zu sagen: Trotzdem. Spengler sieht nur die Symptome des unentrinnbaren Endes, jedem der sich dagegen auflehnen will, ruft er ein herrisches: «Optimismus ist Feigheit» entgegen. Wer aber kann in Wahrheit wagen zu entscheiden, ob das, was wir sehen, ein Untergang oder aber ein Übergang ist?

Was wir in furchtbarer Reihung im Tone der Klage als charakteristische

Erscheinungen unserer technikdurchsetzten Zeit anführten, kann man Punkt für Punkt auch in die Form des Problems, oder besser gesagt der problem-schwangeren Frage kleiden. Versuchen wir es einmal.

Was ist im Kriege stärker hervorgetreten, die furchtbare Passivität der von der Technik um ihr Heldentum betrogenen Masse oder die unerhörte Aktivität des mit der Technik verbundenen unerhörten Einzelheldentums des Fliegers und Unterseebootführers?

Was wiegt für das soziale Lebensbild des Arbeiters – normale Zeiten vorausgesetzt – schwerer, die Mechanisierung seiner Leistung, oder die Freiheit, die ihm die verkürzte Arbeitszeit bringt?

Was erzeugt die meiste Arbeitslosigkeit, die Rationalisierung des technischen Vorganges, oder die Nichtrationalisierung einer vernünftigen wirtschaftlichen Verteilung? Also die Frage des Marktes.

Hat wirklich die mechanisierte Technik die Zusammenballung der Menschen zur Folge, oder hat nicht die Zusammenballung der Menschen die mechanisierende Technik zur Folge?

Ist es ein Zeichen grundsätzlichen Unvermögens oder nur ein Ansporn zu noch reiferer und stärkerer technischer Entfaltung, wenn große mechanistische Organisationen noch oft versagen?

Hat die breite Front technischer Möglichkeiten nicht allen Altersstufen und allen Schichten auch die Pforte zu zahlreichen tieferen Genüssen geöffnet?

Ist es nicht immer ein Chaos ringender Mächte gewesen, aus dem in allen Künsten die Begnadeten hervorgingen? Und haben sie nicht Kraft aus allem, woran die Vielen, die Gleichgültigen, erkrankten, gesogen?

Gibt es überhaupt ein Gift, das nicht ebensogut zum Heilen wie zum Sterben führen kann? –

Ich bilde mir nicht ein, daß solche Gegenfragen etwa Lösungen bedeuten. Sie räumen Schwierigkeiten nicht aus, aber das eine zeigen sie, daß es sich nicht um fertige Zustände, sondern um Probleme der Zeit handelt, um Erscheinungen, über die noch nirgends das letzte Wort gesprochen ist.

Aus allem aber leuchtet deutlich als allgemeine Hauptfrage hervor, ob nicht die innere und äußere, immer wieder auf technische Erscheinungen führende Krise unserer Zeit in erster Linie damit zusammenhängt, daß in untrennbar zusammengehörenden Teilen unseres Daseinsmechanismus einzelne Elemente zu hoher technischer Blüte gebracht, andere Elemente aber noch ganz vernachlässigt sind, so daß ein Versagen der erhofften technischen Vorteile an dieser Ungleichmäßigkeit der Entwicklung liegt. Muß nicht solche Ungleichmäßigkeit innerhalb des gleichen Gesamtorganismus notwendigerweise nach unveränderbaren technischen Gesetzen zu Katastrophen führen?

Erst eine gleichmäßige Entwicklung gibt den Untergrund für die Hoffnung, die machtlose und willkürliche Abhängigkeit von der Technik zu überwinden und sie zum Werkzeug überlegener Absichten zu machen.

Wenn aber deutlich zu erkennen ist, daß das Leben des Tages in allen den angedeuteten Problemen das letzte Wort noch nicht gesprochen hat, müssen wir weiter fragen, ob etwa ein Spengler auf Grund seiner philosophischen Gedankenkraft das Recht hat, trotzdem zu letzten Schlüssen zu kommen.

Betrachten wir das etwas genauer.

Hinter allem, was Spengler ausführt, steht die Vorstellung, daß alle Entwicklung, die «das Raubtier Mensch» – den Herrenmenschen – vom ursprünglichen Verhältnis zur Natur hinwegführt, den Keim des Entartens in sich birgt. Von dem «Schöpfertum contra naturam», zu dem diese Entwicklung führt, spricht er wie von einem Frevel. Das mag eine faustische Auffassung sein, wir können sie nur noch als eine historisch-dichterische empfinden. Für uns ist auch der Mensch ein Stück der Natur, und da der Intellekt ein Stück des Menschen ist, ordnet sich die Welt des Geistes in das Gesamtbild der Natur als etwas Unlösliches ein und steht durchaus nicht im Gegensatz zu ihr. Es hieße die ganze Weltauffassung Goethes überschlagen, wenn wir nicht von dieser Durchdringung von Geist und Natur ausgehen wollten, die der Angelpunkt seiner tiefsten Gedanken ist. «Wer vom Geist handelt, muß die Natur, wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen oder im stillen mitverstehen.» In der Vorstellung dieser Durchdringung beruhte für ihn der Gottsbegriff, den er anerkannte und um den er mit der Natur rang:

«Was kann der Mensch im Leben mehr erringen,  
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare.»

Von diesem höchsten Glück der Offenbarung der Geheimnisse der Natur weiß Spengler nichts – für ihn entreißt der Mensch der Natur freventlich ihre Geheimnisse, und sie rächt sich dafür. Welch eine Vorstellung!

Hier stehen wir an einem geistigen Scheidewege. Wer die eine Seite einschlägt, kann nie mehr auf die andere Seite kommen. Wir bleiben auf der Goetheschen Seite.

Erkennt man aber einmal dieses heilige Ringen mit der Natur als höchste Äußerung des ewige Gesetze suchenden Menschengesistes an, so gibt es keinen Punkt, wo man sagen muß: «Bis hierher und nicht weiter. Denn hier erzeugt der Geist die gefährliche Technik.» Auf die Forderung der Grenzlosigkeit des Geistrevieres kommt es an, nicht auf die Frage, wie weit man in diesem Revier wirklich vordringt. Es ist nicht eine Frage des Erfolgs, sondern nur eine Frage des Strebens, um die es sich handelt.

Und darin liegt das zweite große Mißverständnis, das durch Spenglers Aus-

führungen geht und weiterwirkt. Er weiß nichts von der Ethik der Technik. «Woher entspringt denn die Technik anders, als aus den reinen Sphären der Mathematik und der Physik, also aus dem Geist der Ordnung und der Klarheit. Mit der Umsetzung der reinen Erkenntnis in die praktische Tat verschwindet dieser reine Ursprung, doch nicht zwangsläufig; er kann verschwinden, aber nur, wenn diese Tat einen schädlichen oder unreinen Zweck verfolgt. Solange diese Zweckfrage völlig unentschieden ist, ist auch die ethische Frage unentschieden, sie ist neutral.» Und wenn Ermatinger im Ton der Anklage sagt: «Man fragt bei einer Maschine nicht nach Gesinnung und sittlichem Wert. Man fragt nach Leistung», so ist das in Wahrheit keine Anklage, sondern die Feststellung einer Selbstverständlichkeit, deren neutralen Charakter man vielleicht am besten erkennt, wenn man an die Druckerpresse denkt, dieses technische Instrument, mit dessen Hilfe man ebenso das gemeinste Pamphlet, wie die Bibel verbreiten kann.

Ich glaube nicht, daß diese Tatsache daran irremachen kann, daß diese technische Erfindung einen Schritt «in der fortschreitenden Emanzipation des Menschen aus der kausalen Verhaftungssphäre zum Geist hin» (Dessauer) darstellt und dadurch der Mission entspricht, die dem forschenden und gestaltenden Geist des Menschen gesetzt ist.

Und damit stoßen wir auf die dritte Verwirrung. Wenn vom Fluch der Technik gesprochen und daraus vernichtende Folgerungen gezogen werden, macht man keinen Unterschied zwischen ihrem Wesen und zwischen dem Zweck, zu dem irgendeine außer ihr liegende Macht sie braucht. Es ist aber eine entscheidende Frage, ob sie Habsucht, Eigensucht, Verflachung, Veräußerlichung notgedrungen erzeugt, oder ob Habsucht, Eigensucht, Flachheit und Äußerlichkeit, die sowieso in dem großen Tier, das wir Menschheit nennen, schlummern, in ihr ein wirkungsvolles Instrument finden. Daß das der Fall ist, kann man leicht beweisen, aber wie äußerlich es ist, dafür das Instrument verantwortlich machen zu wollen und zu verzweifeln, weil man es nicht mehr aus der Welt zu bringen vermag.

Die Erkenntnis des wahren Sachverhalts führt nicht zum Verzweifeln, sondern zum Handeln, die Feststellung der Macht des Instrumentes im Dienst des Verderblichen führt zur Forderung des Kampfes, um es einzustellen in den Dienst des Erstrebenswerten.

Es ist der uralte Kampf alles höheren menschlichen Lebens. Wie kann man folgern, daß man schicksalhaft gebunden die Hände in den Schoß legen muß, weil die Instrumente dieses Kampfes seine Methode von Grund auf ändern. Dieses Rechnen mit einem unentrinnbaren Schicksal gibt es für den Goetheschen Menschen überhaupt nicht.



«Leider höre ich», sagt Goethe in Wilhelm Meister, «schon wieder das Wort Schicksal von einem jungen Manne aussprechen. – Das Gewebe dieser Welt ist aus Notwendigkeit und Zufall gebildet. Die Vernunft stellt sich zwischen beide und weiß sie zu beherrschen.»

Es liegt eine besondere Größe darin, daß er, der alle Zusammenhänge zwischen Mensch und Kosmos wie kaum ein anderer erschaut hat, nie daran zweifelt, daß dem Menschen innerhalb der Gesetze seiner Bahn ein Spielraum gegeben ist, der Heil oder Unheil von der Kraft seines Willens abhängig macht. –

Aber, mag man vielleicht sagen, was nutzen alle diese theoretischen Überlegungen. Sie mögen vielleicht richtig sein und das Verlangen rechtfertigen, daß Spengler Ausdruck und Aufbau seines Gedankenganges ändert, und doch kann er mit seinen realen Schlußfolgerungen recht haben – nicht aus einem Gesetz der Notwendigkeit heraus, aber aus einem Gesetz der Wahrscheinlichkeit. Und wenn dieses Gesetz der Wahrscheinlichkeit praktisch für solchen Pessimismus spricht, ist es da nicht ziemlich belanglos, was theoretisch vorangeht? Schließlich kommt es doch auf die Realitäten an.

Nein! Gegen diese materialistische Auffassung heißt es sich zu wehren. Sie will Wahrscheinlichkeit für Wahrheit setzen, und durch diesen Kunstgriff bringt sie die grundfalsche Vorstellung mit sich, daß Pessimismus mutig, Optimismus feige genannt werden kann, eine unbegreiflich schiefe Vorstellung, die ein Denker auch nicht von ferne aufkommen lassen dürfte. Optimismus und Pessimismus haben mit Mut oder Nichtmut grundsätzlich nichts zu tun. Wehe dem Propheten, der sein Heldentum im mutigen Pessimismus sieht, ohne durch ihn ändern zu wollen. Ja, selbst wenn ein Führer noch so sehr überzeugt wäre, daß er mit seiner Schar den hoffnungslosen Weg des Todes schreitet, ist er ein schlechter Führer, wenn er ihr nutzlos die letzte Kraft raubt, die ihr geblieben ist, die Hoffnung. Es ist ein schlechter Prophet, der nichts weiß von der ungeheuren geheimnisvollen Macht der Suggestion, von ihren negativen und ihren positiven Wirkungen, der Suggestion, die auch heute noch Wunder tun kann. Sie ist trotz aller Unmeßbarkeit und Unverständlichkeit eine ebenso gewaltige Macht, wie das kühle Reich der Vernunft und des Verstandes, dem diese gefährliche Technik entspringt. Auch hier Gift oder Heilmittel, je nach dem Gebrauch in der Hand des Überlegenen.

Aber diese Feststellung wird nicht etwa deswegen gemacht, um durch sie von der Diskussion der Wahrscheinlichkeitsfrage zu entbinden. Wie steht es mit ihr?

Es ist leicht zu erkennen, daß Spengler nicht nur im Bann seines philosophischen Systems steht, dessen Ablehnung wir zu begründen versucht haben, son-

dern zugleich im Bann der oft erprobten Beweiskraft historischer Analogien.

Alle großen Kulturen sind an der Überspitzung ihrer Verfeinerungen zugrunde gegangen. Ob wir zu den Assyrem oder zu den Ägyptern, den Griechen des Hellenismus oder den Römern der Kaiserzeit blicken, immer zeigt sich das gleiche Bild. «Es gibt ein Gesetz, das Überspannung der Hochzucht, sobald sie auf Inzucht beruht, unfruchtbar macht.» Und dazu kommt als zweites Gesetz, daß es in allen Fragen der Kultur kein Zurück gibt. Die Kurbel dreht nur nach vorn. Sobald es deshalb kein Vorwärts mehr gibt, entsteht der Zusammenbruch, der nach mechanischen Gesetzen eintreten muß, wenn eine lebhaft bewegte plötzlich angehalten wird. Die energiegeladenen Teile fliegen sinnlos auseinander, es entsteht die Katastrophe.

Das geschieht, sobald es kein Vorwärts mehr gibt. Die erste Frage ist also: gibt es noch ein Vorwärts? Aber auch, wenn sie bejaht wird, ist das noch nicht entscheidend. Entscheidend ist erst die Verbindung mit der zweiten Frage, ob diese Steigerung des Vorwärts die Gefahren, um die es sich handelt, zwangsläufig mitsteigert, oder ob die Richtung, in der sich die Vorwärtsbewegung im einzelnen abspielt, verschieden, vielleicht gar nach völlig anderer Seite eingeschaltet werden kann.

Daß es an sich auf der Bahn der Technik einstweilen noch ein weiteres Vorwärts gibt, bedarf wohl kaum einer längeren Auseinandersetzung. Wir dürfen mit Recht sagen: was wir gegenwärtig erleben, ist ein Anfang. Viele Unvollkommenheiten, viel Versagen und ungezählte Verzerrungen erklären sich daraus ohne weiteres. Aber es wäre allzu bequem, in der Vervollkommnung der technischen Möglichkeiten an sich bereits einen Trost zu sehen. Man muß fragen, wozu kann diese Vervollkommnung verwandt werden?

Wenn man sich klarmacht, was die Technik in erster Linie umgestaltet hat, so kann man sagen: unser Raumbewußtsein. «Zeit» hat ein anderes Verhältnis zu «Raum» bekommen. Raum ist geschrumpft. Aber es handelt sich dabei nicht nur um die materiell-komparativische Frage des größer oder kleiner, oder gar um die sportlich-superlativische Frage des Rekords, so sehr das auch gegenwärtig im Vordergrund steht. Es handelt sich vielmehr in erster Linie darum, daß der Raum in ganz anderem Sinne faßbar geworden ist, und wir dadurch in einer früher unbekanntem Art souverän über ihn disponieren können. Hat unsere Zeit die Umstellungsmöglichkeit, die sich daraus ergibt, bereits fruchtbar ausgenutzt? Sie fängt kaum an.

Aber auch diese Erfäßbarkeit des Raumes scheint mir noch nicht die Hauptsache zu sein. Die Hauptsache ist eine Veränderung in der inneren Schau des Raumes, den die Technik hervorgebracht hat, eine Beobachtung, die ich zuerst von Eugen Diesel hervorgehoben finde.

Wir sind bisher gewohnt, die großen Zusammenhänge des Raumbildes unserer Umgebung flächenhaft zu erleben. Während der Eisenbahnfahrt wickeln sie sich als Bildstreifen vor uns ab. Wir erleben den Raum landschaftlich. Schon das Auto ändert dies Verhältnis. Der Fahrer erlebt den Raum in der Richtung seiner Bewegung; dadurch wird die Flächenhaftigkeit des Bildstreifens aufgehoben, der Fahrer erlebt ihn dreidimensional in seinem Auf und Ab. Er erlebt den Raum geographisch.

Vollends aber verändert das Luftbild des Flugzeugs unser Erlebnis. Jetzt erst offenbart sich der Raum in seinem vollen Wesen, in seinen alles überspannenden, organischen Zusammenhängen. Wir erleben ihn geopolitisch.

Sollte eine solche fundamentale Umstellung unseres Verhältnisses zu unserer Umwelt, wie die Technik sie hier hervorgebracht hat, wirklich auf die Dauer seelisch ohne tiefgreifenden Einfluß bleiben können?

Dem Wasserlauf gegenüber hat sich unser Raumgefühl schon durch die technischen Leistungen der Vorkriegszeit entscheidend verändert. Der Fluß, der früher Grenze war, ist infolge der Maßnahmen der Technik das genaue Gegenteil, nämlich die räumliche Mittelachse eines Bezirkes geworden. Ufer trennen nicht mehr, sondern verbinden. Wie, wenn die wachsende Kraft der Technik jetzt die gleiche Umgestaltung beim Meere hervorruft? Die Anläufe dazu erleben wir täglich in bunter Mannigfaltigkeit. Sobald das Trennungsgefühl schwindet, das dadurch entsteht, daß wir heute noch in verschiedenen Kontinenten zu denken gewohnt sind, und statt dessen gegenüberliegende Ufer trotz aller Meere als gemeinsamer zusammenhängender Raum empfunden werden, verschiebt sich der Begriff des Abendlandes bis zur Unkenntlichkeit, und die Westküste Europas ist mit dem Schicksal der Ostküste Amerikas vielleicht enger verknüpft, als mit ihrem eigenen Hinterlande. Wie sieht es dann mit einem «Untergang des Abendlandes» im Spenglerschen Sinne aus? – Gibt es angesichts solch eines übernationalen Raumgefühls noch historische Analogien und geographische Schulbegriffe, auf die er sich stützt? Gibt es noch jene verderbliche Inzucht in sich geschlossener Kulturen, die nach biologischen Gesetzen zugrunde gehen müssen? – Ist nicht statt dessen ein neuer Blutkreislauf der Kultur eine große Wahrscheinlichkeit, wenn wir in die Auswirkungen zukünftiger Technik blicken?

Ich weiß, daß die sanierende Kraft eines neuen Raumgefühls für das Verhältnis der Völker untereinander nicht bewiesen werden kann, aber ich scheue mich nicht zu sagen, daß ich daran glaube, ähnlich wie ich an die entscheidende umbildende Kraft des Klimas glaube. – Ein neues seelisches Klima entsteht durch solch gewaltige Verschiebungen wie sie Änderung von Raumbegriffen bedeutet. Hat unsere Zeit die Umstellungsmöglichkeiten, die sich daraus erge-

ben, bereits fruchtbar genutzt? Sie hat kaum begonnen, daran zu denken.

Aber blicken wir aus diesen schwer kontrollierbaren Perspektiven des Völkerverhältnisses in das Bild des fester umrissenen Problems des einzelnen Volkes. Was wir oben andeuteten, läßt hier die Zentralerscheinung, in der sich vor unserem heutigen Auge der Fluch der Technik offenbart, unberührt, jene widernatürliche Massenhäufung der Menschen, die wir Großstadt nennen.

Man hat sich gewöhnt sie ohne weiteres als Ausgeburt der Technik zu betrachten. Und doch ist eines sicher: der Zug zur Zusammenrottung der Menschen beginnt aus hundertfältigen soziologischen Gründen lange bevor Technik im heutigen Sinne das Leben beherrscht. Was wir heute in dieser Hinsicht an Ballungen erleben, ist nur eine Steigerung, die ohne die rettende Hilfe der Technik nicht möglich, das soll heißen nicht erträglich wäre. man hat durchaus ein Recht zu fragen: ob nicht der eigentliche Fluch unserer Zeit die Tendenz zur Massenhäufung der Menschen ist, und ob es wirklich so sicher ist, daß die Technik die Massenhäufung und nicht die Massenhäufung die Technik geboren hat. Aber nicht diese eigentümlichen Verflechtungen von Ursache und Wirkung, die unser Leben kennzeichnen, und die der Fanatiker einer Idee so bequem für einseitige Zwecke nutzen kann, ist das, was uns eigentlich interessiert. Uns interessiert die Frage: ist es eine eingeborene und nicht lösliche Eigentümlichkeit der Technik, Massenhäufung zu erzeugen? Die Antwort ist einfach: mit den Mitteln der Technik kann man, technisch betrachtet, ebenso leicht zerstreuen, wie man mit ihnen sammeln kann. Man kann – und das zeigen neueste «Errungenschaften» auf ihrem Gebiet mit großer Deutlichkeit – ebensogut ein dezentralisiertes Leben befruchten, wie man das zentralisierte mit seinen modernen Reizen ausgestattet hat. Die Verkehrseinrichtungen lassen sich, grundsätzlich betrachtet, ebensogut von innen nach außen wie von außen nach innen benutzen, sie haben kein zwingendes Vorzeichen. Die modernen Versorgungseinrichtungen: Gas, Elektrizität, Wasser, Abwasser, die ursprünglich zentralisiert werden, um dem Haufendasein seine Gefahren zu mildern und seinen fortschrittlichen Reiz zu geben, sind längst zu zentralen Systemen ausgebaut, die viele Kilometer um eine Großstadt herum beherrschen. Um mit Freunden zu plaudern, braucht man keine gemeinsame Promenade; die Unterhaltungseinrichtungen von Musik, szenischer Schau, wissenschaftlicher Belehrung, die den Kulturköder der Zusammenrottung ausmachten, sind heute an beliebige Stellen verpflanzbare private Angelegenheiten geworden. «Ein gut Teil der Lebenseigentümlichkeiten, die ursprünglich mit dem Wesen der Großstadt unlösbar verknüpft schienen, sind heute beliebig bewegbar geworden.»

Es ist ein Irrtum, daß die Technik zu immer mehr gesteigerter Konzentration

on der Lebensformen zwingt, wir benutzen sie nur einstweilen dazu. Und das tun wir, weil die Formen der Arbeit solche Konzentration allerdings erfordern. Aber «es ist völlig gedankenlos, ein Bild der technikbeherrschten Zukunft so zu zeichnen, daß man die Erfordernis der Arbeit zum Erfordernis des gesamten Daseins stempelt und daraus jenen schließlichen Zusammenbruch der großen Menschenanhäufungen folgert, den wir in Zeiten beobachten können, denen eben nicht diese Dezentralisationsmittel heutiger Technik zur Verfügung standen, und die gerade an diesem Mangel, an dieser damals unentrinnbaren Häufung zugrunde gingen».

Daß wir, die wir eben erst in die Bedingungen der neuen Zeit hereingeschleudert sind, nicht mit einem Schlage die alte Konzentrationsmaschinerie zu einer Dezentralisationsmaschinerie umbauen können, ist wohl selbstverständlich, obgleich der Städtebau unserer Zeit es seit langem als Ziel hinstellt. Aus den sich daraus ergebenden höchst problematischen und oft abstoßenden Übergangserscheinungen verzweifelnd das Bild der Zukunft malen zu wollen, ist sehr kurzsichtig. Es kann kein Zweifel sein, daß alle Anzeichen heute schon darauf deuten, daß die Lebensform der Zukunft gekennzeichnet sein wird «durch eine immer verstärkte Konzentration des Geschäfts- und Arbeitslebens und durch eine immer verstärkte Dezentralisation des Wohn- und Privatlebens. Beides trägt, für sich betrachtet, den Keim der Gesundung in sich, aber erst in seinem Wechselspiel liegt das eigentlich Neue.» Es kann darin eine physische und eine psychische Bereicherung liegen, die noch keiner Zeit zur Verfügung stand, wenigstens nicht für die große Menge der Menschen.

Hat unsere Zeit diese Umstellungsmöglichkeit, welche die Technik ihr bietet, bereits fruchtbar ausgenutzt? Sie fängt erst an, sie zu begreifen.

Aber daß sie anfängt, zeigt schon die Fülle der Idealpläne für einen künftigen Stadtmechanismus, mit denen unser heutiger Städtebau überschüttet wird. Daß diese Pläne einstweilen nur Utopien sind, weil sie nicht mit einer Umgestaltung des Vorhandenen rechnen, was doch praktisch allein in Betracht kommt, das möchte ich gar nicht besonders stark hervorheben. Denn es handelt sich bei solchen Ideen mit Recht zunächst um das Plastischmachen eines geistigen Prinzips. Weit wichtiger ist, daß diese oft sehr geistreichen Konstruktionen der Stadt der Zukunft, wie sie ein Hilberseimer, Le Corbusier, Wolf und viele andere aufgestellt haben, sich meist noch gar nicht davon losmachen, an Stelle einer schlecht konstruierten großen Maschine eine besser konstruierte große Maschine zu setzen. Das scheint mir kein entscheidender Trost.

Aber auch naivere, und das heißt für mich lebendigere Bilder von der Stadt der Zukunft tauchen dazwischen bereits auf. Ich denke beispielsweise an

Frank Lloyd Wright, mit dem sich Deutschland gerade infolge einer mit ungewöhnlichem Interesse aufgenommenen Wanderausstellung besonders eingehend beschäftigt. Ebenso, wie er in der Architektur statt eines Anhängers des abstrakten Stils, wie ihn die unpersönliche Großstadt hervorbringt, ein Prediger des «organischen» Stils ist, das heißt einer Architektur, die aus Klima, Natur und Bauplatz hervowächst und neben Zweck und Materialgerechtigkeit auch dem individuellen Gefühl seinen Schaffensraum läßt – ebenso sieht er die zukünftige Lebensform der Menschenmassen als einen aus den Naturbedingungen entwickelten freien Organismus.

Nach Wrights Vorstellungen löst die Großstadt sich auf in Streifen. Die Autostraße gibt deren Rückgrat, die Tankstelle lauter kleine Knotenpunkte für großstädtische Bedürfnisse. Um diese Knotenpunkte liegen die gelockerten Siedlungen. So entsteht ein Netz. Dies Netz verbindet verschiedene Konzentrationspunkte systematisch gegliederter Arbeit. Die Großstadt nicht ein Stern, nicht eine Knolle, sondern ein weitgespanntes Netz, dessen Fäden sich frei den äußeren Gegebenheiten anschmiegen. Mir will scheinen: eine glückliche Vorstellung, weil sie weit mehr wie die interessanten Reformmaschinen die Umentwicklung als möglich erscheinen läßt, die allein praktisch möglich ist, und die uns hoffentlich einmal bevorsteht.

Einem Manne, der wie ich täglich erlebt, wie schwer es ist, einmal Gefügtes aus seinem technischen und juristischen Bann zu lösen, liegt es fern, die Möglichkeit solcher Umentwicklung im Tempo zu überschätzen, auch liegt es nahe, auf Rußland zu verweisen, wo sie, soweit man bisher erkennen kann, dazu benutzt wird, um dem Leben womöglich noch schwerere mechanistische Ketten zu schmieden. Für uns kommt es im Augenblick nur darauf an, nachzuweisen, daß die Technik uns Ausblicke eröffnet, die durchaus nicht nach der Seite der immer stärkeren Fesselung unseres Lebens zu liegen brauchen, sondern daß sie die Möglichkeit hat, innerhalb jener Zwänge, die nötig sind, um Chaos zu ordnen, Zonen einer neuen Freiheit zu schaffen. Das bedeutet: Der Mensch nicht mehr Sklave der Technik, sondern ihr Gebieter, dem sie für vernünftig geschaute Ziele gehorcht als mächtiges Haustier. Es ist kein Grund, anzunehmen, daß solch ein Zustand unmöglich sein soll, wenn er als Ziel erkannt und mit aller Kraft angestrebt wird.

Wir haben uns gewöhnt, solche Bilder immer aus der Perspektive der Stadt zu zeichnen. Das Land kommt dabei gleichsam nur in Betracht, soweit es eine Beute der Stadt ist. Wir beginnen allmählich das Ungenügende solcher Blickrichtung zu begreifen, die Gefahr des gedankenlosen Gegensatzes zwischen Stadt und Land zu erkennen. Die große Bewegung, die wir Landesplanung nennen, ist der Beweis dafür. Es liegt durchaus nicht fern, zu sagen:

«Gut, wenn ihr euch auch die Lebensfähigkeit der notwendigen Arbeitskonzentrationen, die wir Stadt nennen, durch reformierende Umkonstruktion sanierbar denken könnt, das wird euch nichts nützen, wenn nicht zugleich das Gleichgewicht geschaffen wird, das in Gestalt der Lebensfähigkeit der landwirtschaftlichen Nahrungsproduktion unumgänglich nötig ist.» Es wäre vermessen, zu glauben, daß man in diese Frage, die in weltwirtschaftliche Erwägungen führt, mit wenigen Worten hereinzuleuchten vermöchte, man kann nur fragen, ob die Sanierungstendenzen der Stadt, die wir andeuteten, den Sanierungstendenzen der Ernährung durch die eigene Scholle entgegengesetzt sind. Und das läßt sich verneinen. Sie liegen in der gleichen Richtung.

Man kann sich vorstellen, daß die Auflockerung der Großstadt Zwischenstufen zwischen Stadt und Land erzeugt oder doch anbahnt, die wir bisher auf künstlichem Wege nur mit wechselndem Erfolg ins Leben zu rufen versucht haben. Das Endziel, das dabei bekanntlich von Reformatoren verfolgt wird, beruht auf einer sehr einfachen, heute vielfach gemachten Überlegung: sobald ein Mensch sich durch landwirtschaftliche Arbeit selbst versorgt, ist er eine Nummer weniger bei beiden Arten von Gefahren, die hauptsächlich uns bedrohen: der Gefahr der Arbeitslosigkeit und der Gefahr der Überproduktion, insbesondere der Gefahr der Produktion unverwertbarer Erzeugnisse. Er wurde gleichsam neutralisiert gegenüber den unberechenbaren volkswirtschaftlichen Krisen, die unsere Kraft bedrohen.

Dieser Gedankengang hat die Wichtigkeit der Schaffung kleiner selbständiger landwirtschaftlicher Betriebe allgemein zum Bewußtsein gebracht. Und obgleich die Erfahrung bewiesen hat, daß die Verwirklichung dieser so einfach erscheinenden Idee praktisch auf große Schwierigkeiten stößt und manchen Versuch zum Scheitern gebracht hat, tritt das Streben, in dieser Richtung mit geeigneten Kräften weiterzuarbeiten, immer wieder lebendig hervor. Da aber auf diesem Wege selbst im besten Falle nur einer im Verhältnis zum Wünschenswerten kleinen Zahl geholfen werden kann, tritt daneben das Problem des der Stadt verhafteten Arbeitslosen und des Kurzarbeiters hervor. Dies weist aber ebenfalls auf eine Förderung alles dessen, was mit Gartenbestellung in Verbindung steht, auch wenn es nicht zum Vollerwerb führt.

Alles dies gewinnt erhöhte Bedeutung angesichts des allgemein bemerkbaren Stillstandes im Wachstum der Großstadt, eine Nachricht, die der Städtebauer, der die ungeheuren Schwierigkeiten kennt, die ihr ständiges Wachstum durch den Zustrom von außen im letzten Jahrzehnt hervorrief, wie eine Verheißung hört.

Vielleicht vermag das alte Ideal aller städtebaulichen Siedlung, das Kleinhäuser mit Gartenflecken in bescheidenster Form, doch noch eine wachsende

Rolle zu spielen, wenn es auch das Miethaus nie ersetzen wird.

Kurz, wir stehen an der Schwelle einer städtebaulichen Entwicklung, in der der bestellte Boden eine wachsende Rolle spielt, und zwar nicht allein als eine von der Stadt losgelöste Erscheinung, sondern ebenso sehr in einer Zwischenstufe. Wenn es wirklich dahin kommen sollte, daß der städtische Arbeiter angesichts der Arbeitslosigkeit nur noch einen verkürzten Arbeitstag und entsprechend verkürzten Lohn erhalten kann, spielt die Kleingartenparzelle, die ihm ein Zusatzeinkommen gewährt und für deren Bewirtschaftung er dann wirklich Zeit hat, eine immer wachsende Rolle.

Man sieht: schon jetzt, mitten im Chaos, macht sich eine Bewegung geltend, die nicht nur die Stadt lockert, sondern auch den Übergang zum Land sucht. Wenn wir das hier hervorheben, geschieht es nicht, weil wir glauben, daß man nun aus dieser Bewegung im Handumdrehen ein Heilmittel machen kann. Aber wir sehen darin ein Symptom, ein Symptom, das zeigt, daß die aus den Folgen der Technik erwachsenen Erscheinungen unserer Zeit durchaus nicht allein die Tendenz in sich tragen, die begonnenen Entwicklungslinien gefährlicher Art mehr und mehr zu steigern, sondern, daß entgegengesetzte heilende Tendenzen bereits hervortreten und auf alle Fälle durchaus möglich sind.

Wenn wir aber solche Feststellungen schon in den verschiedensten Zusammenhängen des heutigen Tages zu machen vermögen, so berechtigt das wohl zu der Folgerung, daß unsere heutigen Zustände nicht eine Phase sind in einer zwangsläufigen Bahn, die zur stetigen Steigerung ihres gefährlichen heutigen Wesens führt, sondern ein Übergang zu neuen Möglichkeiten, von denen kein Prophet sich vermessen kann zu sagen, wie sie sein werden.

Und mehr wollen wir nicht.

Wenn wir uns dagegen wenden, pessimistisch zu prophezeien, ist es ebenso unverantwortlich, optimistisch das gleiche zu tun. Mag sein, daß es uns nicht gelingt, die Gefahren der Weltenwende, in denen wir stehen, zu meistern. Wenn wir in systematischer Ermüdung erschlaffen, wird es ganz gewiß nicht gelingen. Unsere Zeit hat in ihren Nöten und ihren Enttäuschungen eine Hoffnung behalten – das ist die Technik. Es ist kein Zweifel, daß die Hoffnung, die man an sie knüpft, oft, ja meist, gedankenlos nach einer ganz falschen Richtung geht. Das aufzuklären ist nützlich und gesund, und auch Spenglers Schrift ist in diesem Sinne nicht unnütz. Aber sobald man erkennen kann, daß diese Hoffnung auch noch nach einer ganz anderen Seite gerichtet werden kann, muß man sich mit aller Kraft dagegen sträuben, wenn jemand sie ausrotten will und mit heroischer Geste auf das dann entstehende Nichts weist.



«Es ist nicht wahr, daß die Technik verdammt ist zur Dämonie, die im Seelenlosen liegt.» Wir benutzen sie nur meist, ohne den Versuch ihrer Beseelung zu machen, und brüsten uns gar damit.

Es ist vollends nicht wahr, daß die Gewalt der Technik unseren Schicksalsweg eindeutig zum Untergang bestimmt. Wir wollen nicht wie Gladiatoren in die Arena des Schicksals getrieben werden mit der einzigen Aussicht auf die Genugtuung, anständig zu sterben. Das ist das, worauf Spengler am Schluß seines Buches als einzigen Trost verweist.

Nein, zu seinem heroisch gemeinten «Stirb!» setzen wir noch ein Wort hinzu, das uns die einzige Form wirklicher menschlicher Tapferkeit zu zeichnen scheint – das Wort «und Werde!».

Stirb und Werde!

Beide Imperative, die uns Goethe als letzte Formel seiner Lebensweisheit zuruft, sind gleich wichtig. Das ist ein oberflächlicher Betrachter, der unsere Zeit kennt und glaubt, alles würde schon fröhlich weitergehen, wenn es nur die nötige Sonne zum Weiterleben bekäme.

Nein, erst einmal heißt es: «Stirb!» Erst einmal müssen wir uns aus vielen bequemen Gedankenläufen, aus vielen lieben historischen Vorstellungen, aus vielem unvollkommenen Beginnen losreißen und mutig begraben, was nicht mehr leben kann oder nicht mehr leben darf. Erst dann gibt es ein Vorwärtsschauen, erst dann beginnt aus geheimnisvoller Ferne das große Schöpferische «Werde» zu tönen! Lauschen wir darauf, damit wir es nicht überhören! Nicht im lauten Rausch der Selbstgewißheit und nicht in der dumpfen Taubheit der Entmutigung. Denn beides ist gleich gefährlich. ■